

Campus Dreispitz

Bauten für die
Hochschule für Gestaltung
und Kunst

Gespräche zur Eröffnung des Campus Dreispitz

«Was wir machen, ist eine Operation am offenen Herzen»

**Ein Gespräch mit Fritz Schumacher, Kantonsbau-
meister von Basel-Stadt, über den städtebauli-
chen Transformationsprozess auf dem Dreispitz-
areal, die Zusammenarbeit zwischen den beiden
Basler Kantonen und der Gemeinde München-
stein, die Rolle der Christoph Merian Stiftung als
Grundeigentümerin und die Perspektiven des
neuen Basler Stadtquartiers.**

Interview: Tilo Richter

Herr Schumacher, die bevorstehende Eröffnung des neuen Campus der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW (HGK) auf dem Dreispitzareal bietet uns die Gelegenheit, mit Ihnen über dieses neue Basler Stadtquartier zu reden. Welche Geschichte hat den Dreispitz geprägt, was hat sich hier in mehr als einhundert Jahren entwickelt, um das Areal künftig zu einem städtebaulichen Flaggschiff werden zu lassen kann?

Am Beginn der Überlegungen stand die sehr weit-sichtige Perspektive, ein Areal zu reservieren und zu entwickeln, um in der gewandelten Stadt, die in der Vernetzung mit Europa auch den internationalen Warenaustausch geprägt hat, eine Logistikplatt-form zu gründen. Dies war in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zunächst in der Frage: Wo liegt so ein Areal? In der damaligen Ausdehnung der Stadt topografisch richtig gewählt an deren Rand, mit der Zulieferung durch die aufkommende Bahninfra-struktur. Die schweren Güter hat man etwas höher in der Stadt gelagert, um sie dann die Topografie nutzend mit Pferdefuhrwerken in die Stadt zu bringen. In diesem Zusammenhang sprach man vom «Estrich» und vom «Keller» der Stadt Basel. Die eigentliche Funk-tion des Dreispitz wurde mit dieser Infrastruktur-entwicklung überhaupt erst initiiert. In diesem Sinne ist es eine auf einer privaten Parzelle entstandene öffentliche Nutzung, denn man kann diese Logistik-plattform auch als eine Aufgabe der öffentlichen Hand sehen. Was andernorts meist streng getrennt ist,

verbindet sich in Basel häufig: allgemeines und privates Engagement. Und das macht auch das Aus-sergewöhnliche des Dreispitz aus, der sich seit über hundert Jahren im Wandel befindet – bis zu dem Moment Ende des letzten Jahrhunderts, an dem wir zu der Überzeugung kamen, dass dieses Sich-verändern-Lassen des Dreispitz ein Ende finden soll. Es galt, wieder wie vor hundert Jahren eine Strategie für den Dreispitz zu entwickeln, neue Ant-worten auf die Frage zu finden, wohin die Reise geht, bevor wir dort einen Flohmarkt der Nutzungen akzeptieren müssen.

Welche Bedeutung kommt der Christoph Merian Stiftung als Landeigentümerin und Projekt-entwicklerin zu? Was sind ihre Kernaufgaben und worin sehen Sie ihre Verantwortung? Wie unter-scheiden sich die Interessen der Christoph Merian Stiftung und der beiden Basler Kantone – und wie werden sie zusammengeführt?

Einerseits haben wir hier gelebte Verantwortung, diese einzigartige Situation, 50 Hektaren in der Hand eines Besitzers zu bewahren, der nicht den Versuchun-gen nachgibt, über Parzellierungen Cash zu machen, was an diesem Ort durchaus möglich gewesen wäre. Diese Besonderheit hat sich in der Planung als die Chance erwiesen, die man entsprechend nutzen kann. Insofern ist es ein grosses Verdienst der Christoph Merian Stiftung, dass sie – vielleicht nicht immer mit einer langfristigen Perspektive, aber mit einer Ver-pflichtung gegenüber ihrem Gründer – die Beständig-keit dieses Areals und die Wahrung des Ganzen durchgehalten hat.

Warum hat der Kanton Steuerkompetenzen und -optionen abgegeben, als die Christoph Merian Stiftung 2008 das Baurecht vom Kanton erworben hat?

In der Vergangenheit war die Dreispitzverwaltung beim Finanzdepartement angegliedert und der Kanton besass ein generelles Baurecht, damit existierte de facto eine Eigentümermitsprache des Kantons neben dem Grundeigentümer. In der Diskussion stellte sich die wohl schwierigste Frage gleich zu Beginn un-serer Planung vor mehr als zehn Jahren: Fahren wir mit dieser Konstellation weiter? Die Entscheidung, sie aufzuheben und die Christoph Merian Stiftung

wieder vollumfänglich in die Verantwortung zu setzen, ist meiner Meinung nach richtig gewesen, weil das eine andere Verbindlichkeit geschaffen hat. Und es hat aus meiner Sicht als Planungsverantwortlichem die Sache nicht verkompliziert, denn es ist zugegebenermassen ein schwieriges Unterfangen, mit zwei Auftrags-situationen eine Planung abzustimmen. Nicht, dass wir uns davor scheuen, solche Konflikte auszutragen, aber ich denke, die Akzentuierung der Grundeigentümerverantwortung hat geholfen. Und ich habe genau mitverfolgt, dass die Christoph Merian Stiftung an dieser Aufgabenübernahme gewachsen ist, dass sie sich ihr gestellt hat. Natürlich waren das schwierige, teils auch labile Übergangszeiten, in denen noch nicht so ganz klar war, wie das funktioniert. Aber wenn ich das heute beurteile, dann finde ich, wir haben es richtig entschieden, im Rahmen dieser Transformationsplanung auch eine klare Verantwortlichkeit der Eigentümerin darzustellen.

Warum hat der Dreispitz keine eigene Verwaltung mehr?

Die Dreispitzverwaltung besteht nicht mehr in derselben Form wie bis vor wenigen Jahren. Ich selbst habe das nicht als Defizit angesehen, weil ich erkannt habe, wie die Christoph Merian Stiftung das mit zunehmender Kompetenz und Verantwortung übernommen hat. Wie sich der Entscheid, dass die Christoph Merian Stiftung als Grundeigentümerin nicht in der Verantwortlichkeit gestanden hat, historisch konstituiert hat, kann ich im Detail nicht ganz exakt rekonstruieren. Möglicherweise war es eine frühe Public-private-Partnership.

Basel-Stadt und Basel-Landschaft bringen teils sehr verschiedene rechtliche Grundlagen mit. Wie hat sich die Zusammenarbeit der beiden Halbkantone im Laufe des Prozesses gestaltet? Was hat man voneinander gelernt und inwieweit kann der Dreispitz exemplarisch sein für zukünftige gemeinsame Projekte?

Grenzüberschreitende Zusammenarbeit ist in Basel Alltäglichkeit. Unsere Grenzen sind so eng gezogen, dass wir unsere Arbeit sonst gar nicht machen könnten. Und trotzdem ist die Situation der Dreispitzentwicklung und die Tatsache, dass es sich dort fifty-fifty um zwei Kantonsgebiete handelt, so beson-

ders, dass dieser Begriff der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit hier tatsächlich weit mehr herausgefordert hat als das, was wir sonst darunter verstehen. Hier ist es um das intensive Üben des Zusammenarbeitens und des Zusammenfügens unterschiedlicher Rechtsgrundlagen und Verfahrensabläufe gegangen. Das hat einen Mehrwert in der Planung erzeugt und ist zu keiner grossen Bremse geworden. Ich habe das in zwölf Jahren aktiver Dreispitz-Planung immer als Herausforderung gesehen und gleichzeitig auf der anderen Seite Partner gefunden, die diese Fragen der Abstimmungen und des Zusammengehens – instrumentell, verfahrensmässig, aber auch im Verständnis der Idee der Stadt – im gleichen Masse angenommen haben. Die reale Grenze, die auch mental im Sinne des Stadtverständnisses im Dreispitz auftaucht, ist eine latente Baustelle, an der man arbeiten muss: Wie verstehen wir Stadt?

Diese Diskussion ist nie abgeschlossen, weil Stadt immer wieder neu interpretiert wird.

Richtig, und in Basel eben besonders, denn wenn ich eine räumliche Analyse der Stadt mache, dann bin ich in der Not, mich in einer Konkurrenz der politischen Grenzen zu bewegen. Ich überschreite permanent Grenzen, wenn ich den urbanen Siedlungsraum sehe. Und trotzdem ist es kein Geheimnis, dass der andere Partner in seinem Wesen als landgeprägter Kanton eine andere Sicht auf die Thematik Stadt hat. Mit der Gemeinde Münchenstein haben wir gewissermassen den Zwischenpartner gefunden, der sich in seiner klaren Positionierung in der Frage der Urbanität nicht im Widerspruch zur Kernstadt, sondern als Teil derselben mit einer Verankerung im Kanton Basel-Landschaft sieht. Das sind die drei Positionen, die man hier zusammenfügen musste.

Heisst das, Münchenstein liegt nicht nur geografisch näher an Basel als der ganze Landkanton, sondern auch bezüglich der Interpretation des Urbanen?

Ja, trotzdem ist der Dreispitz für Münchenstein und Basel die Reibungsfläche dieser Fragestellungen. Dennoch oder gerade deswegen war die Zusammenarbeit vor allem sehr befruchtend.

Je mehr man sich mit der Transformation des Dreispitz beschäftigt, umso singularer erscheint dieser

Prozess. Gibt es aus Ihrer Sicht in der Schweiz oder im Ausland vergleichbare Areale, die dem Dreispitz als Orientierung dienen könnten?

Diese Frage habe ich mir natürlich häufig gestellt auf der Suche nach Referenzen und Benchmarks und nach Möglichkeiten, wie wir uns positionieren können. Eine identisch übertragbare Aufgabenstellung, wie wir sie uns vorgenommen haben, habe ich nirgends gefunden. Das Spezifische des Prozesses beginnt bereits damit, dass sonst meist das Dilemma des Leerstandes zu konstatieren ist, was im Dreispitz in keiner Weise der Fall ist. Wir haben hier vielmehr eine Vitalität, die uns genau dahin geleitet hat, nach der etwas freieren Entwicklungsperiode der letzten zwanzig, dreissig Jahre, nun eine planerische Perspektive mit Strukturen und Stabilität in das Areal hineinzubringen. Und das, natürlich ohne die Kreativität und die weitgehend privat bestimmte Weiterentwicklung ausbremsen zu wollen. Unsere Frage war, wie schaffen wir es, die Dynamik des Dreispitz in eine ordnende Bahn ohne Korsettwirkung zu führen – im Sinne der Schaffung von Stabilität, einer Grundlage für die Privaten und die Investoren sowie für die dort ansässigen Betriebe. Mit diesen Rahmenbedingungen konnte ich keine vergleichbaren Objekte finden. Als neuestes Beispiel liesse sich vielleicht das Areal des ehemaligen Güterbahnhofes in Genf heranziehen, auch das war ursprünglich ein Logistikareal. Was wir machen, lässt sich im Jargon der Ärzte aber als «Operation am offenen Herzen» bezeichnen. Wir haben den Organismus nicht zuerst lahmgelegt, um ihn dann wiederzubeleben, sondern haben daraufhin gewirkt, die Vitalität im Prozess zu erhalten. Wir haben auch keine Fälle erlebt, wo aufgrund der Planung Frustrationsentscheide getroffen wurden und Unternehmen das Areal verlassen haben. Vielmehr haben wir in den letzten zwölf Jahren immer wieder Neues ermöglicht. Ich möchte nicht ausschliessen, dass es Areale gibt, die vor vergleichbaren Herausforderungen standen oder stehen: etwa Bilbao oder die Hafentwicklungen in Hamburg. Eins zu eins ist das aber sicher nicht übertragbar. Aber wir haben in dieser Zeit auch eine erfreuliche Aussenwirkung erzeugt, es sind viele Leute nach Basel gekommen, die sich wirklich interessiert haben. Dieses Interesse spricht dafür, dass andernorts möglicherweise ähnliche Situationen bestehen. Es ist nicht immer nur das Dilemma des

Leerstandes oder dramatischen Strukturwandels die Grundlage der Planungsverantwortung, sondern man kann auch vorausschauend einen Prozess initiieren, der sich vielleicht nicht unmittelbar aus der Notwendigkeit, sondern eher aus Wünschen begründet.

Wie haben Sie die Metamorphose des Dreispitz in Ihrer Amtszeit erlebt?

Ich habe 1994 in Basel begonnen. Damals ist gerade das Projekt des Hauptsitzes der Kantonalbank auf der Dreispitz-Nordspitze gescheitert. Etwa zeitgleich kam es zu dem für alle etwas überraschenden Coup, dass die Migros dort heimlich und überraschend die Arrondierung verschiedener Baurechtspartellen geschaffen hatte und dann mit dieser neuen grossen Parzelle die Entwicklung des MParcs einleiten konnte. Wir haben gemerkt, dass das nur schwer verkraftbar ist, auch wenn solche Entwicklungen wie beim Einkaufszentrum MParc grundsätzlich wünschbar sind. Die kantonale Dreispitz-Verwaltung war nicht in der Lage, die Relevanz solcher Entscheide, die sie als Baurechtsgeber selbst genehmigte, in die planerische Perspektive zu setzen. Mitte der 1990er-Jahre übernahm, zeitgleich mit meinem Start hier im Kanton, Christian Felber die Direktion der Christoph Merian Stiftung. Wir haben wir uns in vielen Gesprächen versucht darüber zu verständigen, wie ein gemeinsamer Weg des Dreispitz aussehen könnte. Wir wollten nicht mehr diese autonome Steuerung, in der der Kanton nur noch reagiert und nachbessert, statt agiert. Felber und ich haben dann erkannt, dass wir nur in einer Umkehrung des bisherigen Vorgehens, mit einer Vision, auf den Dreispitz zugehen können. Das war die wesentliche Entscheidung, wir brauchen jetzt eine Vision, um nicht nur vom Tagesgeschäft gesteuert zu reparieren. Ich hatte damals keinen politischen Auftrag. Christian Felber hatte, glaube ich, auch keinen expliziten Auftrag des Verwaltungsorgans der Stiftung. Gemeinsam sind wir sehr schnell übereingekommen, die Architekten Herzog & de Meuron hinzuzuziehen. Sie hatten 1992 in ihrem provokativen Artikel «Basel – eine Stadt im Werden» bereits den Finger auf den Dreispitz gelegt. Diese Entscheidung hat sehr viel zum bisherigen Resultat beigetragen. Es war wichtig, diesen visionären Geist in den Prozess hineingeholt zu haben, um mit Offenheit und Kreativität

eben gerade nicht aus der Tagesaktualität heraus eine Perspektive zu entwickeln.

Die von Herzog & de Meuron formulierte ›Vision Dreispitz‹ aus den Jahren 2001 bis 2003 ist ein Meilenstein in der jüngeren Beschäftigung mit dem Areal. Wie beurteilen Sie diese Forschungsarbeit heute, mit mehr als einem Jahrzehnt Abstand? Welche Aspekte haben Bestand, was wird inzwischen neu beurteilt?

Ich bin selber immer wieder überrascht, wie nachhaltig hier manche Themen behandelt werden. Es bestätigt sich, was damals in einer sehr kreativen Art als Vision formuliert worden ist, die Forschung dient uns als eigentliche Landkarte. Es war eine sehr intensive Arbeit, Christian Felber und ich haben viele Stunden mit den Verantwortlichen bei Herzog & de Meuron gearbeitet, haben sie ermuntert, mutig zu sein. Am Anfang gab es einen eher pragmatischen Entwurf. Der reichte uns nicht, wir wollten keine Perspektive für die nächsten zehn Jahre, wir brauchten eine für fünfzig Jahre. Und so ist in einem dialogischen Prozess die ›Vision Dreispitz‹ entstanden, die mit ihren Aussagen ja fast hellseherische Qualitäten hat. Zum einen wird mit den kreativen Begrifflichkeiten die auch heute noch gültige räumliche Transformation artikuliert. Zum anderen geht es um den Denkansatz des Aufschneidens, ein Bild, das ich sehr liebe und vielfach brauche, um die Sache zu erklären: Das Aufschneiden, dieses Entdecken von scheinbar Bekanntem, tatsächlich aber Unbekanntem, hat nicht aufgehört. Wir machen weiterhin Schnitte mit der Schere und schauen, was sich da links und rechts des Schnittes zeigt. Dass wir aber auch horizontal schneiden und die Geschichte von oben oder vom Boden aus betrachten – das sind Sachen, die in der ursprünglichen Vision in einer sehr kreativen Art geleistet wurden. Wenn wir den aktuellen Nutzungsplan nochmals unter diese Vision legen, dann ist es erstaunlich, dass wir auch nach über einem Jahrzehnt praktisch immer noch deckungsgleiche Planungsergebnisse vorweisen können. Und das ist, wenn ich an andere grosse Planungen denke, einzigartig. Und man darf das durchaus so sehen: Das war auch für Herzog & de Meuron eine Herausforderung und ein grosser Schritt, der sich in vielen ihrer späteren Arbeiten wiederfindet: Wie geht man an eine solche Fragestellung heran?

Welche Instrumente sind die richtigen? Wir haben sie ganz bewusst nicht als Architekturbüro, sondern als Forschungsteam mit unseren urbanen Fragestellungen angesprochen. Ihre Arbeitsweise ist einer ihrer Erfolgsfaktoren. Sie verfügen in ihren internationalen Büros über ein aussergewöhnliches Potenzial und schaffen auf dieser Basis eine ganz andere Tiefe, als sie im Aneinanderfügen von Einzelhaltungen gewonnen werden kann. Davon haben wir profitiert.

Sie sind zwei Jahrzehnte in Ihrem Amt, eine Zeit vieler Grossprojekte im Basler Stadtgebiet: Novartis Campus, Entwicklung Erlenmatt, Neubau Messe, Roche-Turm oder der Umbau des St. Johann mit der Nordtangente. Wie unterscheiden sich die städtebaulichen Ansätze von jenen des Dreispitzareals, was verbindet sie?

Das Gemeinsame dieser Projekte besteht darin, dass jedes für sich prototypisch seine eigenen Regeln und Logiken hat. Das ist nicht nur im städtischen Vergleich so, sondern genauso im internationalen – und das finde ich auch positiv. Es gibt nicht das grosse Lehrbuch – das gab es im 19. Jahrhundert mit Joseph Stübbens ›Der Städtebau‹, wo man den Katalog aufgeschlagen hat und gesagt hat: So machen wir das. Es ging damals auch um andere Themen, etwa den Stadtneubau, für den sich Regeln und Verhaltenscodices verallgemeinern liessen. Europa war im Sinn und Geist des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine Einheit, in der man sowohl in Rom wie in Berlin und anderen Städten gemäss der gleichen Philosophie Städte entwickelt hat. Jetzt, mehr als ein Jahrhundert später, stehen wir vor der Frage, wie wir mit dieser gebauten Stadt umgehen. Da lässt sich nicht wieder das gleiche Verfahren nutzen. Die Revitalisierung hat eine lokale Kontextverantwortung übernommen, sodass sie eben nicht mehr von grossen Glaubens- oder Leitsätzen gesteuert wird. Die Verantwortung im Entdecken und Umgehen mit der Geschichte all dieser Orte ist das Gemeinsame, das auch in der Professionalität und Instrumentalisierung unserer Tätigkeit der Stadtplanung erst im ausgehenden 20. Jahrhundert wieder eine Bedeutung bekommen hat. Analyse und Entwurf bilden eine Symbiose. Im Städtebau der Moderne musste man sich über lange Zeit nicht um die Vergangenheit kümmern. Mitte der 1970er-Jahre hat man sich an das Erbe

der Städte erinnert, und das Europäische Jahr des Denkmalschutzes 1975 führte zu einer Art Epochenbruch: Club of Rome, Fragen der Nachhaltigkeit und so weiter, all das spielt am Schluss zusammen. Und wenn ich in meinem Amt eine Verantwortung sehe, dann darin, in diesen grossen Zusammenhang der gesellschaftlichen Entwicklungen und Verwerfungen auch die Fragestellungen zur Stadt miteinzubringen. Zugleich werden wir aus dieser Position heraus in die Lage versetzt, die nächsten Schritte zu legitimieren. Ich freue mich, dass ich in einer Periode arbeiten konnte, in der das Analysieren, Entwerfen und Verwerfen zu reformierten Instrumenten der Stadtplanung geworden sind. Es ist ein Schritt zu einer anderen Art der Stadtplanung, die die mathematisch-mechanische Stadtplanung abgelöst hat, die bis in die 1980er-Jahre praktiziert wurde. Damals arbeitete man eher auf der Ebene der Ökonomie und Soziologie und mass der Räumlichkeit der Stadt nicht die gleiche Bedeutung bei wie heute. In den genannten Arealen finden wir überall solche Fragestellungen und Ansätze, die uns weiterbringen. Wir haben bei diesen Projekten gelernt und Übertragungen vorgenommen. Eins der grossen Projekte, das für mich in dieser Periode besonders wichtig ist, ist die städtebauliche Begleitung der Nordtangente – in gewisser Weise der spannendste Prozess. In diesem ist es gelungen, die auseinandergedrifteten Disziplinen der Infrastrukturplanung, der Verkehrsplanung und des Städtebaus in einen Dialog zu bringen. Und ich denke heute, wir haben es mit entsprechend guten Umständen und den richtigen Partnern geschafft, diese zwischendrin hoffnungslose Frage der Nordtangente umzusetzen, ohne dieser Stadt den grossen Schaden zuzufügen, der lange befürchtet wurde. Die grossen Eingriffe fanden zuerst auf Kleinbasler Seite statt, doch hat Kleinbasel stadträumlich weniger profitiert als Grossbasel. Es war dieser Schritt über den Rhein, der möglicherweise Novartis bewogen hat, das Headquarter dort aufzubauen.

Kommen wir von der ganzen Stadt Basel wieder zurück auf den Dreispitz. Welche Rolle spielen Grossprojekte wie die HGK oder das Transitlager für den Prozess der Transformation des Gesamtareals? Angelegt war bereits in der *«Vision»* der *«Campus des Bildes»*, wie man ihn damals genannt hat. Ihn so

zu lokalisieren – war das hellseherische Fähigkeit oder richtige Programmierung? Ich denke, es war Letzteres. Die *«Vision»* ist mit einer Realitätsschiene hinterlegt, die eben nicht erst in fünfzig Jahren gilt, sondern die aktuelle Themen mitbearbeitet hat. Und in diesem Sinne war unsere *«Vision Dreispitz»* immer darauf abgestützt, dass es grosse Projekte geben muss. Denn in der grossräumigen, organisierten Stadtlandschaft des Dreispitz dürfte es kaum möglich sein, mit homöopathischer Dosierung eine Transformation zu erreichen. Das heisst, die Grossprojekte werden als Motoren der Entwicklung eingesetzt, doch soll hier keine Rennstrecke entstehen, sondern auch Raum bleiben für leisere und kleinere Projekte. Sie müssen diesen anderen Massstab ermöglichen, den wir unbedingt brauchen – Dreispitz aus Grossprojekten wäre eine falsche Umsetzung der *«Vision»*. Wir brauchen diese Mischung des Alltags und des Besonderen auf dem Dreispitz, dazu gehört natürlich insbesondere das Wohnen, das sich in seltenen Fällen wieder mit grossen Projekten manifestiert – etwa mit jenen Bauten, die derzeit realisiert werden: das Wohn- und Lagerhaus Helsinki-Strasse 9 oder Oslo-Strasse 2. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir den Transformationsprozess des Dreispitz ohne die HGK so weit gebracht hätten. Das Grossprojekt hat so überzeugt, dass selbst die Gemeinde Münchenstein diesem Motor das Baurecht gewährt hat, bevor das Gesamtkonstrukt gesichert war. In Fragen der Stadtentwicklung gibt es ja immer wieder die Zeitpunkte der Opportunität, das berühmte *«offene Fenster»*. Und wenn es nicht gelingt, bei den verschiedenen Möglichkeiten eben auch auf die zeitlichen Opportunitäten der anderen Projekte zu reagieren, dann verpasst man vielleicht mal eine grosse Chance.

Wenn man vom Dreispitz aus in die stadträumliche Umgebung schaut – Gundeldingen, Wolfgottesacker, Schaulager, Lange Heid – welchen Einfluss hat die Entwicklung des Dreispitz auf seine direkten Nachbarn? Wie vollzieht sich die Osmose zwischen den Quartieren?

Der Dreispitz, der ja als eine Stadt in der Stadt verstanden werden kann, mit seinen eigenen Grenzen und physischen Toren, ist über Jahrzehnte ein blinder Fleck innerhalb dieser Stadtlandschaft gewesen. Für die Bewohner und Bewohnerinnen unserer Agglomera-

tion war der Dreispitz unbekanntes Territorium. Mit seiner Öffnung, einem Prozess, der immer noch im Gange ist, stehen ja die Nachbarn plötzlich vor der Situation, dass sie neue Nachbarn haben oder haben werden. Dieses Faktum paart sich mit Bedenken, dass in ihrer Nachbarstadt Veränderungen stattfinden, die möglicherweise einen Einfluss auf ihr eigenes Territorium haben könnten. Das Gundeli hat zu Recht Fragen der Strukturveränderungen in den Raum gestellt: Was passiert, wenn jetzt im Dreispitz dies oder jenes passiert, hat das positive oder negative Auswirkungen? Die Antizipation, die das Gundeli mit der Wortschöpfung ‹Gundeli Ost› gefunden hat, zeigt aber auch die Bereitschaft zur Integration des Dreispitz in das gesellschaftliche und wirtschaftliche Gefüge der Stadt. Ähnlich erlebe ich es in Münchenstein. Dort sind zwar die Siedlungstypologien etwas schärfer getrennt, und durch die Verkehrsinfrastruktur ist eine klare Zäsur gesetzt, was Arbeiten und was Wohnen betrifft. Aber dort entstehen auch Lust, Neugier und Freude auf ein neues Stück Stadt, das im Kontext stärker auf die eigene Struktur reagieren kann. Für die anders gearteten Nachbarschaften, das Bruderholz und die Brüglinger Ebene, die ja beide landschaftliche Qualitäten tragen, war der Dreispitz gewissermassen der trennende Keil, denn die Topografie hat mit ihrer Terrassierung eine physische Trennung geschaffen. Auch in der Frage der Vernetzung grosser Landschaftsräume wie der Hochebene Bruderholz und dem Park der ehemaligen ‹Grün 80› rückt der Dreispitz jetzt also in die Verantwortung. Es finden auf allen vier Seiten der Nachbarschaft Entwicklungen statt, die nur zugunsten des Gesamten gesehen werden können. Der Dreispitz als Veränderungsmotor hat die Chance und gleichzeitig die Verpflichtung, diese Nachbarschaften mit aufzubauen. Es kann nicht sein, dass nur der Nachbar, der schon da war und nie auf diesem Areal etwas zu tun hatte, sich darum kümmern muss. Gefragt ist hier auch die Aktivität des Dreispitz selbst. Zudem ist es Aufgabe der Christoph Merian Stiftung, diesen Integrationsprozess räumlich-physisch zu fördern, indem sie ebendiese Verbindung in die Brüglinger Ebene ermöglichen kann und möchte.

Können Sie den Eindruck bestätigen, dass sich die Anbindung des Dreispitz über das dicht bevöl-

kerte Stadtquartier Gundeli an die Stadt leichter entwickelt als auf Münchensteiner Seite? Dort sind offenbar grössere Bemühungen notwendig, um neue Verbindungen herzustellen.

Das sehe ich auch so, weil die strukturellen Gegebenheiten Richtung Gundeli etwas eindeutiger und für die künftige Entwicklung fassbarer sind. Auch wenn es jetzt ein Projekt ‹MParc Zukunft› gibt, es wird immer noch etwas MParc-Mässiges dort sein. An den anderen Rändern kann die Transformation wesentlich stärkere Differenzen erzeugen, aber auch neue Potenziale fördern. Ich sage es jetzt positiv: Münchenstein hat die grösseren Chancen, eine städtebauliche Entwicklung als Integrationsfaktor für sich zu leisten.

Weil weniger vorgegeben ist?

Genau, es gibt mehr Handlungsspielraum in diesem Bereich, ebenso auf die beiden Landschaftsflanken hin: Die Konditionierung der beiden Nachbarn ist eine sehr spannende Vorgabe für das Nacharbeiten der Freiraumvernetzung im Areal drinnen.

Das führt uns zu den Freiräumen im Areal. Einige bestanden bereits, dazu kamen neue Freiräume und es werden weitere entstehen. Welche Funktion haben sie im Dreispitz?

Zuerst zur bisherigen Situation: Wir sollten den Begriff Freiraum etwas differenzieren, zunächst waren es vielleicht einfach Leerflächen. Was nicht heisst, dass dort keine Qualität oder Leistung entstanden ist. Es waren allerdings eher Zufälligkeiten betrieblicher Erfordernisse, die dazu führten, Areale voll oder halb oder weniger intensiv zu bebauen. Wenn wir jetzt mit dem Thema Freiraum eine strukturelle Dimension erreichen wollen, geht es um die Aufarbeitung eines Defizits. Es gab und gibt zudem weitere wichtige Strukturen, die man auch als Freiräume bezeichnen kann. Da sind zum Beispiel die Eisenbahn und die Infrastruktur, die Freiräume offen gehalten haben und die man jetzt neu interpretieren kann. Wir haben in unserer Vision nicht wie in der Erlenterrasse einen neuen ‹Central Park› in die Mitte gestellt. Es gibt wichtige Elemente des Freiraums, die städtebaulich begründet sind: Die Wien-Strasse wird eine ganz wichtige Rolle in der Strukturierung des Areals darstellen. Des Weiteren sind es die beiden Nord- und Südspitzen

die sich mit dem Thema der urbanen Freiräume qualifizieren müssen. Und es ist dieser Mittelteil, der in der Strukturierung den Querfluss der ökologischen Vernetzung leisten muss. Das alles ist räumlich nicht spektakulär – funktional aber durchaus spürbar, wenn mit der Durchwegung und Vernetzung von Freiräumen eine Qualität entsteht, die der Dreispitz-Geschichte entspricht und eben kein Ausradieren von Strukturen bedeutet, sondern ein feines Einfügen eines bisher nicht notwendigen Elements. Dabei bleibt es nach wie vor eine grosse Herausforderung, wie man zu diesem Netz kommt, weil es immer wieder Betroffenheiten auslöst, wenn es heisst, hier wollen wir etwas frei lassen, und der Baurechtnehmer will dort vielleicht etwas anderes.

Hier stellen sich wieder die Fragen nach Rentabilität und städtebaulichen Wünschen. Einer dieser Freiräume ist der Freilager-Platz, den es zuvor zwar als Stadtraum gab, dem aber keine Funktion zugewiesen war. Wie beurteilen Sie die Qualität dieses neuen Platzes, welches Potenzial liegt in ihm? Der Freilager-Platz ist ein ganz wichtiges Bindeglied und Scharnier in der Nutzungsentwicklung seines Umfelds. Die HGK hat eine grosse Chance, als erste den Fuss auf diesen Freiraum zu setzen – nicht imperial: «Er gehört uns!», sondern im Sinne von «Wir sind die Kreativen, die ihn zum Leben erwecken können». In seiner physischen Anlage ruft er nach einer Bespielung und Programmierung. Diese ist nicht so sehr vom Städtebau vorgegeben, sondern davon abhängig, dass die Nutzungskonzeptionen der Anrainer in der Lage sein müssen und in der Verantwortung stehen, diesen Freiraum als Bühne zu nutzen, um hier das Leben, den Alltag und die Feste, das Besondere und das Normale Realität werden zu lassen.

Die Eröffnung des neuen Campus der HGK ist auch ein guter Moment des Innehaltens, des Zurück-Blickens und Nach-vorne-Schauens. Was sind die wichtigsten Erfahrungen aus dieser ersten Phase, in der die ersten grossen Neubauten auf dem Dreispitz entstanden sind? Die Frage der Bewährung kann ich so noch nicht beantworten, um dazu eine Aussage zu machen, ist eine grössere zeitliche Distanz nötig zu dem, was jetzt physisch entsteht und was die Struktur leistet.

Das gehört zum Thema der Stadt: Man kann ein Produkt nicht gleich am nächsten Tag bewerten, es muss sich erst in seiner Wirkung entfalten. Städte zu bauen, ist ja kein statischer Prozess, unsere Projekte verändern sich immer wieder. Ich bin noch etwas zurückhaltend, zugleich optimistisch, dass sich unsere planerischen Vorstellungen so, wie es sich jetzt bestätigt hat, umsetzen lassen, dass sie auch in der Realität der Ökonomie keine Luftschlösser bleiben müssen, sondern dass private Projekte das leisten können, was wir uns erhoffen. Und das nächste grosse Ereignis, auf das ich natürlich sehr gespannt bin, ist, wenn dort mal Leute leben. Ich meine nicht die Hochschule, die hat ausreichend Grösse und Masse, um allenfalls noch eine Zeitlang ihre singuläre Rolle als Pionier auszukosten. So wie die Entwicklung und die Bauarbeiten fortschreiten, sind die Einzugstermine der ersten Wohnbauten sehr nahe. Dann wird man hier eine erste Analyse machen können: Trifft zu, was wir behauptet haben: dass wir dort nicht den Familienwohnungsbau fördern, sondern dass wir ein attraktives Umfeld für urbane Menschen schaffen wollen. Damit entstünde eine gewisse Einmaligkeit, die aber natürlich auch ihre Limiten hat. Gibt es diesen urbanen Menschen, der in diesen Entwicklungsprozess auch persönlich einsteigen möchte?

Heisst das konkret, dass, zumindest vorläufig, spezielle Wohnformen auf dem Dreispitz entstehen sollen?

Ich denke, und so werden auch die Investoren denken, für die nächsten Projekte wird es nicht das Normalprogramm des Wohnungsbaus sein ...

... wo dann der Supermarkt, der Kindergarten oder die Schule in der Nachbarschaft als Nächstes entstehen.

Genau. Ob dieses fortschreitende Bewohnbarmachen des Dreispitz eventuell doch dazu führt, vielleicht gemeinsam mit Münchenstein eine Infrastruktur zu betreiben, die Schule oder Kindergarten beinhaltet – da muss man offen bleiben. Ich will meiner Nachfolgerperson eigentlich keine Ratschläge hinterlassen, aber ich hoffe, dass die Person, die nach mir mit dem Dreispitz zu tun haben wird, um die Langfristigkeit dieser Entwicklungen

weiss. Und dass sie weiss, die Betreuung dieses Areals wird auch nach Abschluss der Planungen, möglicherweise noch in den nächsten Jahrzehnten eine der wichtigsten Aufgaben einer Position, wie ich sie innehaben durfte, sein. Das Wesentliche sind Aufmerksamkeit, Betreuung und Hinwendung zu diesen Prozessen, auch wenn diese dann vielleicht in etwas kleineren Dosierungen gemacht werden. Am Schluss ist es das Ganze, was eine Wirkung hat. Ich bin guter Hoffnung, das wird weiterhin eine spannende Aufgabe bleiben.

Wenn man ein Bild benutzen möchte: Der Dreispitz ist kein Kleinkind mehr, eher ein Teenager? Ja, jetzt fängt die Erziehungsarbeit an.

Durch seine von industriellen Funktionen und Erfordernissen geprägten Strukturen unterscheidet sich der Dreispitz wesentlich von anderen Stadtquartieren. Über diese ehemals abgeschottete Logistik-Welt soll urbane Verkehrsinfrastruktur gelegt werden. Wie charakterisieren Sie die künftige Gesamtverkehrsstrategie für den Dreispitz?

Die vielleicht wichtigste Richtgrösse, wenn wir in der Entwicklung des Dreispitz von normativen Grössen reden, ist die Chance der räumlichen Verdichtung praktisch auf das Doppelte, auf 800 000 Quadratmeter Bruttogeschossfläche. Da muss einem jetzt nicht bange werden, das ist im Vergleich zum Klybeck- oder zum Matthäusquartier eine geringere städtische Dichte. Es ist eine urbane Dichte, die wir dort anstreben, und ihre Erhöhung wird die Frage nach der infrastrukturellen Belieferung des Areals neu stellen. In der Findung der Verträglichkeit des Nutzungsmasses haben wir einerseits sehr früh festgestellt, dass wir mit der vorhandenen Infrastruktur, sprich dem Strassen- und Tramnetz und dem öffentlichen Verkehr ein Grundangebot haben, das nicht beliebig erweitert werden kann. Zudem haben wir eine eindeutige Umweltschutzgesetzgebung, die es uns verbietet, luft- oder lärm-belastete Gebiete stärker zu belasten. In diesem Sinne haben wir es mit einem realen Dreisatz zu tun: Wo ist die Kombination der Nutzung im Mass und in der Art angemessen? Mit Wohnen habe ich möglicherweise weniger Verkehrsbewegungen als mit einer Handelsnutzung. Und wie gehe ich mit den nicht beliebig veränderbaren Infrastrukturressourcen um, die

man vielleicht noch etwas optimieren kann, die aber im Grundsatz gegeben sind und auch noch andere Ansprüche in der Stadtentwicklung leisten müssen als nur für den Dreispitz. Das Gundeli wird sich verändern, wie es auch in Richtung Brüglinger Ebene und in Basel-Landschaft neue Entwicklungen geben wird. Das alles hat einen Einfluss auf die Nachfrage und Leistungsfähigkeit der Infrastruktur. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass es nach wie vor elementar wichtig ist, den Dreispitz nicht mehr wie bisher als vor allem auf Autos beziehungsweise Lastwagen orientierten Zielort zu sehen, muss diese Leistungsfähigkeit durch den öffentlichen Verkehr und durch den Langsamverkehr entscheidend unterstützt werden, damit die 800 000 Quadratmeter überhaupt je erreicht werden können, ohne an die Limiten der Infrastruktur oder des Umweltschutzes zu geraten. Von daher wird in der kommenden politischen Diskussion die Festsetzung des Nutzungsplans, den wir demnächst auflegen werden, ein wichtiges Thema sein. Im ganzen Konstrukt der Planung haben uns Eckwerte geleitet: Was können wir für die Nutzung in Bezug auf die Ressourcen der Infrastruktur leisten. Auch das Areal selber muss einen grossen Beitrag erbringen, um mit den Limiten der Infrastruktur trotzdem die geplante Entwicklung machen zu können. Darum glaube ich, das Tram Dreispitz ist ein entscheidendes Projekt und wird wiederum ein Motor sein, der einen Sprung in der Qualifizierung des Areals bewirkt.

Kann die Verkehrsstrategie des Dreispitzareals auch ein Vorbild für andere Basler Quartiere sein oder wird sie nur ein Sonderfall bleiben?

Kompromisse werden immer nötig sein, weil wir Rahmenbedingungen haben, mit denen wir umgehen müssen. Trotzdem wird der Dreispitz ein exemplarisches Projekt sein können. Das lässt sich auch jetzt schon am nationalen und internationalen Interesse feststellen, das wir erfahren. Mit sehr vielen Delegationen, die wir durch den Dreispitz führen, diskutieren wir nicht nur die Physis des Städtebaus, sondern genau diese Fragen: Wie funktioniert das Wachstum mit den Limiten? Wie kann man dort Entspannung herbeiführen? Denn wenn man nicht bereit ist, in diese Transformation der Infrastruktur zu investieren, sind die Limiten für die Nutzung schnell erreicht und dann passiert nichts mehr.

Eine andere Reibungsfläche im Neben- und Mit-einander von Kanton und Christoph Merian Stiftung ist die Frage nach Rentabilität bei gleichzeitiger Umweltverträglichkeit. Wie können die beiden Ziele aufeinander abgestimmt werden?

Selbstverständlich ist die Ökonomie eine der Triebfedern bei der Entwicklung des Areals. In diesem Punkt bin ich sehr beruhigt, mit der Christoph Merian Stiftung einen langfristig denkenden Grundeigentümer und Partner zu haben, der um die Dauerhaftigkeit der ökonomischen Entwicklung weiss und der, wie Christian Felber das immer betont hat, nicht morgen den Gewinn abliefern muss. Er muss vielmehr sicherstellen, dass die Dauerhaftigkeit der Christoph Merian Stiftung auch in 50 Jahren noch intakt ist. Mit dieser Strategie ist die Stiftung gut beraten, da sie nicht auf schnelles Geld aus ist. In ihrer Verantwortung als Grundeigentümerin, und das bleibt der Spezialfall, wird sie ihre Steuermöglichkeiten haben, etwa die Vergabe von Baurechten – eine Art Umsetzungshebel, um die gemeinsamen Planungsperspektiven zu ermöglichen. Sie hat sich bisher dazu bekannt, diese Verantwortung übernehmen zu wollen. Ich bin überzeugt, dass sie in der Lage ist, diese Dimension der Verantwortung zu tragen und dass es auch hier wieder Gemeinsamkeiten geben wird. Hinter diesem Stück Stadt steht eine gewisse Privatheit des Grundeigentums und ich denke, mit der Christoph Merian Stiftung haben wir eine optimale Voraussetzung, das Kollektive der Stadt und das Private des Grundeigentums in einer Organisation als Partner gegenüber zu haben. Ich bin sehr zuversichtlich, dass sich die Christoph Merian Stiftung in ihrer Steuerungsrolle, die sie über ihr Grundeigentumsmandat hinaus wahrnimmt, auch nicht gegen das Öffentliche der Stadt wenden wird – eben so, wie es in ihren Stiftungsstatuten festgeschrieben ist.

Was würden Sie der Christoph Merian Stiftung für die Zukunft des Dreispitz mit auf dem Weg geben wollen?

Bereit zu sein und selbst aktiv das Unvorhergesehene zu wollen. Helfen, eben das, was die Planung mit ihren Limiten nicht machen kann, umzusetzen. Wenn ich etwas gelernt habe in vierzig Jahren Planung, dann dass ich meiner Profession gegenüber in der Frage finaler Planungen grosses Misstrauen habe. Das ist

ein Thema, das mich lange und immer wieder begleitet hat. Planung müssen wir als Prozess verstehen, der jetzt zwar, bedingt durch gewisse juristische und vor allen Dingen verfassungsrechtliche Fakten, zu gewissen Ergebnissen kommen muss. Planung darf sich aber nicht als Erfüllungsdisziplin der Rechtsstaatlichkeit und der Sozioökonomie verstehen. Planung hat vielmehr eine Dimension der Entwicklung, die weit über die physische Bedeutung des Städtebaus hinausreicht, indem sie eben auch – was viele meiner Kollegen ablehnen – eine gesellschaftliche Verantwortung trägt. Und diese gesellschaftliche Verantwortung war und ist auch ein Thema, das uns mit der Christoph Merian Stiftung verbindet. Mit ihrer in den Statuten festgehaltenen Verpflichtung entstehen der Stiftung hier keine Widersprüchlichkeiten. Wenn wir die Situation hätten, dass Sulzer Burckhardt das Areal vor hundert Jahren entwickelt hätte und heute etwa ein russischer Kapitalgeber unser Gegenüber wäre, der das Gelände übernommen hätte – dann wäre das eine völlig andere Geschichte. In unserer Situation hat die Christoph Merian Stiftung, aber auch die Verwaltung und die Politik eine weiterhin spannende Aufgabe zu betreuen, indem sie den Prozess der Entwicklung eben nicht auf die normierten Instrumente oder auf die rechtliche Ebene begrenzt, sondern tatsächlich in der Verantwortung steht, die gesellschaftswirksame Bedeutung der Planung permanent mitzutragen. Ich bin überzeugt: Wir handeln instrumental und werden so verstanden, als ob das, was wir machen, Eindeutigkeit und Unverrückbarkeit beinhaltet. Ich habe in den letzten zwanzig Jahren Planungen gemacht, die vermieden haben, dass sie nicht revisionsfähig sind. Planungen sind für mich dann zukunftsfähig, wenn sie den Revisionsaspekt schon in sich tragen. Und deswegen wünsche ich mir auch, dass das Unvorhergesehene eintritt und diese Logik der Revision parat ist. In diesem Sinne wird die Vision uns noch lange begleiten, weil wir genau mit dieser Philosophie der Planung des Nicht-finalen, sondern des Prozesshaften, umso stärker die Vision brauchen. Und zurück zu Ihrer Frage nach der Christoph Merian Stiftung: Ich habe mich sehr gefreut, als Beat von Wartburg die Direktion der Stiftung übernommen hat. Christian Felber war der richtige Mann zur richtigen Zeit für den Dreispitz. Und jetzt beginnt ein neues Kapitel.

Fritz Schumacher, geboren 1950, leitet seit 1994 als Kantonsbaumeister das ehemalige Hochbau- und Planungsamt des Kantons Basel-Stadt, 2011 umbenannt in Städtebau & Architektur. Zuvor war er zehn Jahre Leiter der Stadtplanung der Stadt St. Gallen. Er studierte Architektur und Stadtplanung in Düsseldorf, Kassel und London. Nach den Studienabschlüssen als dipl. Architekt und dipl. Ing. Stadtplaner arbeitete er als selbstständiger Architekt und Stadtplaner in der Ostschweiz. Als Lehrbeauftragter unterrichtete Fritz Schumacher an der ETH Zürich und an der Berner Fachhochschule. Er ist Jurymitglied und Experte in nationalen und internationalen Wettbewerbsverfahren. Sein spezielles Interesse gilt der Stadtentwicklung und der grenzüberschreitenden Planung in der trinationalen Agglomeration Basel. Fritz Schumacher beendet im Januar 2015 seine Tätigkeit als Kantonsbaumeister.